

Nr. 279. Bromberg, den 1. Dezember 1936

Ein Mann entlaufen!

Roman von Vera Bern.

(13. Fortsetzung.)

Gerda Manz läßt sich vom Chauffeur in die Kurfürstenstraße fahren und schickt den Wagen fort. Ein vornehmes, stilles Haus. Sie tritt gerade vor Torschluß ein, steigt die breite teppichbelegte Treppe empor und liest die Schilder: Rechtsanwalt Dr. Meierhof — Regierungsrat Drenker . . . Da! „Ernst Müller, Graphologe. Sprechstunden täglich von 10—6."

Sie zieht die Klingel und lauscht dem Klang nach.

Nichts rührt sich in der Wohnung.

Ob er ausgegangen war? . . .

Da sieht sie den weißen Brotbeutel an einem Haken der Tür.

Schon zu Bett? . . . Sie tastet den Beutel ab, fühlt Schrippen durch den Sack. Jetzt abends? . . . Dann war er krank! . . . Dann mußte aber doch jemand bei ihm sein, der ihn pflegte! . . .

Sie läutet Sturm. Läutet minutenlang, ununterbrochen.

Endlich ein schlurrendes Gleiten hinter der Tür, die einen Spalt weit aufgemacht wird.

Mit festem Griff schiebt Gerda Manz die Tür auf. Ein kleiner, alter Herr fällt ihr kraftlos über den vorgestreckten Arm.

Sie fängt ihn auf, umklammert ihn mit ihren Armen, schleppt ihn über den Gang, auf dem die durch den Schlitz gesteckten Zeitungen auf dem Boden herumliegen, in das Wohnzimmer, legt ihn auf das Sofa.

Sie sieht sich um, will sich vertraut machen mit dem Raum.

Auf dem Schreibtisch am Fenster, im Durcheinander, dick mit Staub bedeckte Stöße von Büchern und Zeitschriften, dazwischen ungeöffnete Briefe. Ein Glas Wasser steht da, nach dem sie greift. Sie stellt es wieder hin . . . das Wasser ist geperlt und abgestanden.

Da dringt ein schwacher Laut an ihr Ohr: „Gnädige Frau . . ."

Sie stürzt ans Sofa zurück. Schiebt dem alten Herrn Kissen unter den Kopf, zieht ihm den Schlafrock über den Knien glatt. Sagt frisch und aufmunternd:

„Und nun, Herr Professor . . . was nun? . . . Was wollen wir nun miteinander machen?"

Essen — sie liest es ihm von den kraftlosen Lippen ab. Sie läuft in die Speisekammer. Nur angeschlagene Schüsseln, henkellose Tassen, die früher als Behälter für Vorräte gedient hatten.

Sie muß etwas besorgen! . . . Aber wie? . . . Wo? Die Geschäfte sind geschlossen. Aus einem Lokal . . . Aber das Haus ist jetzt zu. Wo mag der Schlüssel sein? . . .

Sie zögert. Dann fährt sie mit der Hand in Ernst Müllers Schlafrocktasche, zieht den Schlüsselbund heraus.

Der alte Herr, dessen kleiner, weißer Spitzbart unordentlich um das Kinn herumsteht, klammert sich an sie.

„Bleiben! . . . Bleiben! . . ."

Erschüttert setzt sie sich auf den Rand des Sofas, streichelt die ihr fremden, hageren Hände, wiederholt die gleichen dummen Worte, die einem immer in den Sinn kommen, wenn man nicht weiter weiß:

„Es wird alles gut . . . alles gut . . .!"

Und denkt: es muß gut werden! Muß! Damit sie Hans Römer die Schriftanalyse bringen kann. Das einzige, was ihm vielleicht helfen wird, das Rätsel um den Vater zu lösen.

Gerdas Nähe tut dem alten Manne wohl. Als teile sich seinem abgezehrten, trotz des schwülen Sommerabends frierenden Körper ihre Wärme mit. Er murmelt:

„. . . danke . . ."

Sie fühlt, daß es roh ist, was sie jetzt tut, aber sie zittert, daß er in einer Stunde nicht mehr die Kraft haben könnte, ihr den Weg zu weisen, den Hans Römer gehen muß.

Sie holt den Brief Direktor Römers aus der Juchtentasche mit dem Monogramm E. R. — träumt einen Augenblick: wenn es G. R. wäre! Gerda Römer! . . . und entfaltete den Brief.

Sie tut es umständlich, langsam, raschelt, damit der alte Herr aufmerksam wird. Glättet das Papier, dann sagt sie bittend, schmeichelnd:

„Ihr Urteil, Herr Professor, über den Schreiber dieser Zeilen . . . nur ein paar Worte, Herr Professor . . . bitte . . ."

Gerda Manz sieht trotz ihrer großen Toilette in diesem Augenblick aus wie ein unentwickeltes, kleines Schulmädel.

Der alte Herr fühlt sich plötzlich reich und gebend, weil so ein junges Geschöpf, das ihm ein warmer Sommerabend ins Haus getragen, ihn um etwas bittet. Wenn er sich nur nicht so schwach fühlte! . . . Aber vielleicht ist dies die letzte Bitte, die er in seinem Leben noch erfüllen kann . . .!

„Lupe", murmelte er, kaum vernehmlich.

Gerda holt das runde Glas vom Schreibtisch, sieht die fahle Blässe auf dem Gesicht des alten Herrn — drängt, fiebernd fast vor Ungeduld:

„Hier! Hier! Bitte, bitte . . ."

Professor Ernst Müller legt die Lupe auf die Worte. Die Worte sind belanglos: „. . . vergeßt nicht, daß der Tischler . . ."

Er stutzt. Die Schrift kennt er. Die hat er vor kurzem gesehen . . . nur anders damals . . . verstellt damals . . . doch die Merkmale die gleichen . . . die Bogen, die Bindungen, Intervalle . . . Wo hat er sie gesehen, diese Schrift? Wo nur . . .?

„Bitte, lieber Herr Professor . . . bitte . . . Es ist so wichtig! . . . Wenn Sie wüßten, wie wichtig es ist!"

Gerda hält schon ein Blatt Papier auf den Knien und einen Bleistift, um mitzuschreiben, was sie hören wird, denn sie fühlt, daß der kleine Professor viel zu sagen hat von dieser Schrift.

Der alte Herr nimmt den erwartungsvoll beschwörenden Blick in sein dämmeriges Bewußtsein auf . . . ihm ist zumute wie noch nie . . . Kleines Mädelchen . . . sitzt da vor ihm, dem Greis . . . so ein kleines, dummes Mädchen . . . erhofft Bestätigung ihres Liebesglücks! Erwartet letzte Auskunft über einen Mann, für den sie sich schon längst entschieden hat im Grunde ihres Herzens . . . Er selbst ist schon so weit fort . . . so jenseits von all dem zitternden Kinderbangen, er, der alte Mann, daß ihm scheint, Liebe und Jugend sind gar nicht wahr und nie gewesen — ein Märchen . . . es war einmal . . . schöne Märchen, die man manchmal träumte, wenn man glaubte, daß noch vieles, so vieles kommen mußte im Leben . . . weil es noch so endlos vor einem lag, das Leben . . . Kleines Mädelchen! . . . Er will es ausspinnen, das Märchen dieses kleinen Mädchens . . . Hat er denn einmal — ein einziges Mal Unheil verhüten können durch all die Wahrheiten, die er aus Schriftzügen herausgelesen und gesagt hatte?! . . . Warum soll er nicht lügen? Lügen — dieses Mal? . . . Bewußt lügen! . . . Ein kleines Mädchen glücklich lügen, das es früh genug erfahren würde — auch ohne ihn —, welche Abgründe in einem Menschen schlummern können, dem man glaubt, sich anvertrauen zu können fürs Leben! . . . schlummern . . . schlummern . . .

„Nicht einschlafen . . . nicht schlafen, lieber Herr Professor!"

Wie eine helle Glocke schwingt sich die blanke Mädchenstimme in das hämmernde Denken des alten Herrn.

Sein Blick legt sich — schwer, glasig — auf Gerda. Dann huscht wie ein Lächeln, über den schmalen, eingefallenen Mund, halb spöttisch, halb weise — und so jenseits schon . . .

Kaum atmend, damit ihr Herzschlag nicht den leisen Hauch erstickt, den abgerissene Worte aus dem kleinen Gelehrtenmunde jagen, schreibt Gerda mit:

„Ein Mann voll Kraft . . . Temperament . . . Energie . . . Aus einem Stück! . . . Mit beiden Beinen in der Wirklichkeit . . . und doch auch Schwung . . . Güte, oft verkapselt in harter Schale . . . kennt seine Ziele . . . Wohlwollen für die Umgebung, und Hilfsbereitschaft . . . kann weh tun und auch wohl, in gleicher Stärke . . . Glücklich, wen er liebt . . .!"

Er schildert Gerda Manz den Mann, den er aus ihr herausliest, aus ihrer Seele herausfühlt, den sie liebt . . .! Nicht jenen anderen, dessen Brief auf seiner Decke liegt, mit der Schrift, die sogar ihm, den Graphologen, unheimlich ist, weil das, was er herausliest, zur Tragödie führen kann, führen muß!

„Glücklich, wen er liebt", schreibt Gerda.

Sie läßt den Stift sinken: . . . so ist der Sohn ja auch! Genau so ist auch der! . . . Er! . . .

Still wird's in ihr und andächtig, als sei sie in der Kirche. „Glücklich, wen er liebt . . ." Sie schließt die Augen, um nichts zu fühlen als das, was sich in ihr verspinnt.

Sie merkt es nicht, wie die Stille im Raum sich langsam auswächst, sich verdichtet — kaltes, lastendes Schweigen wird.

Die Wanduhr in der Ecke wirft elf dunkle Glockenklänge in den Raum. Dann steht der Pendel.

Gerda schlägt die Augen auf.

Der kleine, alte Herr ist eingeschlafen von der Anstrengung. Nur ihn nicht wecken aus wohltätigem Schlummer! . . .

Wie kam sie aus dem Hause? . . . Die Schlüssel nehmen, hinuntergehen, aufschließen, wieder heraufkommen, dem alten Herrn die Schlüssel wieder zur Hand legen und wieder hinuntergehen! Das Haus mochte offen bleiben . . .

Leise steht sie auf. Schleicht auf Zehenspitzen zum Schreibtisch, legt den Umschlag mit den hundert Mark oben auf den Bücherstoß, gleitet zum Sofa. Nimmt mit leiser Hand die Schlüssel, die kaum klirren, und greift zum Brief Direktor Römers, der ausgebreitet auf dem Schlafrock liegt.

Da streifen ihre Finger eine kalte Hand.

Eiskälte durchdringt sie bis aufs Blut . . .

Sie wagt nicht, sich zu rühren.

Dann neigt sie sich tiefer. Rückt die Lampe nahe an das Gesicht des Schlafenden und starrt. Und steht eine Weile auf den Zehenspitzen — als gäbe es ein Erwachen aus diesem Schlaf.

Dann legt sie ihre Hand behutsam — wie zu einem letzten Gruß — auf Augen, die sich schließen.

Sie geht zum Fenster, stößt es auf und atmet tief. Es wetterleuchtet. Der Wind streicht durch die Äste der Bäume. Eine Platane? . . . Ein Strom von Menschen zieht vorbei. War wohl ein Kino in der Nähe und die Vorstellung zu Ende. Sie hört die Stimmen, hört einzelne Sätze zu ihr dringen: „Ein blöder Kitsch! . . ." „Endlich was fürs Gemüt! . . ." „Ich finde doch, daß der stumme Film . . ."

Sie löscht das Licht, zieht einen Stuhl ans offene Fenster, hüllt sich in eine Decke, sitzt halb wachend, halb träumend, bis die Vögel singen und die Scheiben rot erglühen vom Schein der Sonne, die für sie über einem neuen Tag aufgeht —

— Dann . . . als der Milchwagen unten schellt, geht sie zum Portier hinunter.

Sie meldet den Tod.

Der Portier ist mißtrauisch, sieht sie von oben bis unten an . . . Wann sie ins Haus gekommen? . . . Ob sie eine Verwandte ist? . . . Oder was sonst? . . . Ob sie die Kosten der Beerdigung zahlen werde und die Miete, die noch unbezahlt sei? . . . Sie solle lieber gleich selbst einen Arzt bestellen, wegen des Totenscheins . . . sie wäre ja dabei gewesen! Sonst gäbe es noch Scherereien! . . .

Dann kommt der Arzt.

„Ihr Herr Vater ist an Entkräftung gestorben. Herzschwäche!"

„Die Dame ist Besuch", sagte der Portier und gibt Auskünfte.

Der Arzt stellt den Schein aus, kondoliert und geht.

Gerda wirft einen Blick auf die kleine Gestalt, die da ohne Zugehörigkeit zu irgend einem Menschen in der Welt der Lebenden auf dem Sofa aufgebahrt liegt.

Sie holt Geld aus der Tasche. Alles was ihr Hans Römer für ihre Auslagen mitgegeben. Es hat sich nur um eine Tasse Kaffee und die Zigaretten verringert, die die drei Menschen — die Robertos — an ihrem Tisch aufgeraucht haben mochten.

„Hier, nehmen Sie . . . Mehr habe ich nicht!"

Nein, mehr hat sie nicht. Legt sogar ihr eigenes Barvermögen von sechs Mark dreißig mit dazu.

Der Portier streicht die Scheine ein, wird tapsigfreundlich: ob seine Alte der Dame schnell eine Tasse heißen Kaffee machen solle? . . . Schrippen seien genug da. Sechs Stück allein vom armen Professor! . . . Die Schrippen an der Tür, ach ja . . ., die hätte sie ihm doch hineinholen sollen, dem kleinen Gelehrten! . . . Müde wehrt sie den Portier ab:

„Danke, danke."

Sie hat nur einen Wunsch: hinaus!! Fühlt sich wie belastet durch den Tod des Fremden, als lege ihr dieser Tod die Verpflichtung auf zu trauern, wo sie nichts empfindet als wehe Rührung, wenn sie daran denkt, wie er sich gemüht hat in seiner letzten Stunde, nur — weil sie ihn so bat, aus seinem reichen Wissen ihr das mitzuteilen, was ihr nottat.

An der Haltestelle der Straßenbahn merkt sie, daß sie nicht einmal die fünfundzwanzig Pfennig für die Fahrt behalten hat. So schleppt sie sich müde, schwach und zerschlagen durch die Straßen, durch den Tiergarten bis zur Fabrik. Leute, die mit Mappen und Aktentaschen zur Arbeit eilen, blicken sich um nach ihr, weil sie in ihrem eleganten Kleid, der Kappe mit der tanzenden, bauschigen Feder aussieht, als käme sie von einem Nachtvergnügen, das ihr nicht bekommen ist. —

— „Fräulein Manz! . . . Fräulein!"

Gerda schreckt zusammen.

Sie hat geschlafen.

Sie reißt die Augen auf: — wo hat sie denn geschlafen?

Sie hat den Hörer in der Hand, eine lange, schwarze Feder fällt ihr über die Schulter, am Telephonschrank vor ihr glühen und verlöschen Lämpchen. (Forts. folgt.)

Der Abschiedstrunk.

Heitere Erzählung von Hjalmar Kutzleb.

Zu der Zeit, als die Lehrer noch nicht Lehrer hießen, sondern Schulmeister, noch schwarze Kniehosen und Schoßröcke samt Schnallenschuhen trugen, als sie noch Sonntags in der Kirche den Alten vorsangen und -spielten und wochentags in der Schulstube den Jungen das Abc und die Regula de tri einbleuten, auch alle vier bis sechs Wochen in schönem Verein mit der anbefohlenen Jugend in die Haseln gingen, um sich allda den nötigen Vorrat an Zuchtmitteln selbsteigenhändig vom Holz zu schneiden, also: in der guten alten Zeit saßen die Dorfschulmeister des Plaueschen Sprengels im schwarzburgischen Oberland zu Plaue in der Bergbrauerei beim Becherschwung beisammen.

Wie alle Jahre, waren sie auch dieses Mal vom Superintendenten zusammenberufen worden, auf daß sie über allerhand der Schule und dem Stande Nützliches und Nötiges ratschlagten. Da wurde denn die Einführung eines neuen Rechenbuchs begutachtet; denn das alte ward schon seit Jahren für untauglich angesehen, war aber noch immer in Gebrauch. Etliche Verfügungen eines hochweisen Konsistorii zu Sondershausen wurden in Demut angehört und in acht genommen. Namentlich aber eines erfreute das Herz der Schulmeister: eine wohlwollende Regierung hatte angeordnet, daß hinfüro der vielgescholtene sogenannte Dreikönigsscheffel abgelöst und in eine Geldzahlung sollte verwandelt werden.

Mit selbem Dreikönigsscheffel hatte es aber diese Bewandtnis: Am Neujahrstag mußten des Morgens vor der Kirche die Schulmeister bei allen Hofbauern ihres Dorfes einsprechen und ein gesegnetes Jahr wünschen, worauf ihnen alsdann am Dreikönigstag die Bauern den Besuch erwiderten und zu gleicher Zeit einen Scheffel Roggen auf den Dachboden der Schule schütteten. Nun gab es — dem Himmel sei's geklagt — pfennigklauberische Bauern, die, was sie am Maß nicht mindern durften anderwärts für sich heimzugewinnen trachteten; nicht nur, daß der Roggen gewißlich vom schlechtesten Acker kam, notreif oder überlagert war, er enthielt noch obendrein Mutterkorn oder Knöterich oder war mit einigen tüchtigen Händen voll Hafer gemengt. Welch alles oft und viel Span und Zahn zwischen dem Schulmeister und den Gliedern seiner Gemeinde entfachte, so doch keinem Teil frommte noch wohl anstand. Es war deshalb begreiflich, daß die nahe Ablösung bei den Schwarzröcken eitel Freude und Beifall vorrief.

Als der Bringer der frohen Botschaft, der würdige Superintendent, heimgefahren, war noch genug Zeit zu einem Vesper- und Freudentrunk; und da das Sprichwort, man müsse die Feste feiern, wie sie fallen, den Schulmeistern als an echten und gerechten Festtagen nicht überreichen Männern wohlgefällig war, so stieg über dem Abtrunk der Mond herauf, der Abendstern blinkte ob der Ehrenburg, dem alten Burghaus der guten Stadt Plaue, und alle Vöglein hatten ausgesungen, als die Schulmeister erst recht damit anfingen. Am lautesten sang der lange Brückner aus Klein-Breitenbach, brachte auch ein neues Scherzlied zum Vorschein, das er einem wandernden Handwerksburschen aus Krimmitschau entlockt hatte. Höher noch stieg die Freude, als der dicke Kantor Gerlach von Reinsberg, der in dergleichen Künsten wohlerfahren war, den Superintendenten zu spielen anfing und fürnehmlich die Nasentöne seiner Hochwürden und die wohlgerundeten Sätze prachtvoll ähnlich wiedergab. Als er im besten Zug war, blies der Nachtwächter elf und jagte den Schulmeistern einen kleinen Schrecken ein, da ihrer mancher denn zwei Stunden auf das Heimatdorf zu wandern hatte. Nur der lange Brückner verspürte noch keine Neigung zur Heimkehr; denn es gefiel ihm allhier in Plaue ausnehmend gut und mußte demnach mit gelinder Nötigung aus der Wirtsstube auf die Straße gebracht werden, wo er denn auch zwischen dem Reinsberger Kantor und dem Goßfelder Rektor ganz tapfer losstieg.

Draußen auf die offene Landstraße fiel das Licht des Mondes und warf den Schatten der schmalen Pappeln über den silbernen Wegstaub. Der Brückner sah die dunklen Streifen für Gräben an und wollte durchaus drüberspringen, ließ sich aber schließlich belehren, daß er seinen Heimgang im Schritt machen dürfte. Unterwegs fiel noch mancherhand Scherzhaftes vor, so daß die Schwarzröcke öfter haltmachen und einen mächtigen Lachchorus ausgehen ließen, dessen Widerhall ihnen von den nächsten Bergwänden durch die stille Mondnacht wieder zurückgeworfen wurde.

Als nun die mannliche Schar zu Klein-Breitenbach einrückte und von fern im Sternenschein das Schulhaus traulich liegen sah, merkte sie wohl, daß auf der bleichen Hauswand noch ein Fenster sattgelb und zornig wie ein scharfes Auge in die Nacht hinausglotzte, und namentlich dem dicken Gerlach wollte das gar nicht gefallen. Denn er und alle Amtsgenossen landauf landab wußten genau, daß die Brücknerin zwar nur halb so groß war wie ihr Gemahl, ihn aber an zorniger Gemütsart und Bereitschaft zu handfester Tat weit übertraf; daher denn Gerlach den gelben Glanz des Fensters gleichsam wie das Auge der Brücknerin selber dräuend auf sich und dem Gatten und der ganzen Schar ruhen fühlte. Er kommandierte also ein gedämpftes Halt und äußerte seine Bedenken. Brückner selber sagte gar nichts, da er im Gehen am sicheren Arm seiner Freunde halbwegs eingeschlafen war und so geschwinde nicht zur Besinnung kam. Man fand nach kurzer Beratschlagung einen Schluß: Gegenüber dem Schulhaus zog sich eine Zeile alter Ebereschen die Dorfgasse entlang. In ihren Schatten schwenkte das gesamte Fähnlein ein, tiefes Schweigen ward geboten und der unsichere Fuß ängstlich gehoben, daß keine Nagelsohle etwa auf einem Stein klirrte. Zuvörderst führten den langen Brückner, der das Kinn auf der Brust hängen hatte und weder Ort noch Stunde ahnte, die treuen Amtsbrüder wie Schildknappen ihren wunden Herrn aus einer scharfen Fehde. Als der geisterstille Zug im Schatten der Bäume auf der Höhe des Schulhauses angelangt war und nur noch die mondhelle Gasse zwischen ihnen und dem Hause lag, kam man zum Stehen und zauderte eine kleine Zeit, so daß nur noch das Rauschen des nahen Brunnens zu hören war. Dann faßten die Knappen den Brückner noch einmal ganz fest unter, schlugen einen scharfen Trab auf die Schule an, drehten ihn unterm Vorbach rasch um und lehnten ihn rücklings wider die Tür. Dann entwichen sie mit raschen Sätzen wieder unter die Ebereschen.

Noch ehe sie drüben waren, geschah etwas, das nur wenige von der Schar von Anfang bis zu Ende erfaßten. Kaum nämlich war Brückner an der Tür zum Stehen gekommen, so tat sich diese mit Wucht nach innen auf. Brückner, der die Rückenstütze nicht entbehren konnte, krebste mit entsetzten Händen um sich nach einem neuen Halt, fand aber keinen, sondern knickte und sank unaufhaltsam nach hinten. Dort aber, auf der Stufe, die von der Schwelle in den Hausörn hinabführte, stand sein Eheweib, den Mann in seine Arme zu empfangen. Allein ein langer Baum reißt im Sturz wohl auch seinen kleinen stämmigen Nachbar mit. Frau Schulmeisterin konnte den Gatten wohl umfangen, aber nicht aufhalten; sie sank rücklings mit ihm in die gähnende Finsternis des Flurs. Nur die Beine des Mannes blieben droben und ragten noch ein Ende in das Licht der Gasse hinaus, so daß der Mondenschimmer auf der Messingschale und den blankgetretenen Nagelköpfen der Schuhe sein Spiel hatte. Bis auch dieser Rest mit scharfem Ruck in die Tiefe nachschoß. In das rauhe Gelächter der Männer aber fuhr wie ein spitzer greller Messerstoß der Weiberschrei: „Schweinehunde!“ Zugleich fast schmetterte die Haustür ins Schloß.

*

Zwölf Jahre vergingen bis zu dem schönen Herbstnachmittag, wo die Dorfschulmeister des Plaueschen Sprengels im schwarzburgischen Oberland, angetan mit dem schwarzen Kirchenrock, von allen Seiten nach Klein-Breitenbach zogen. Denn es war die Botschaft an sie ergangen, daß es dem Allmächtigen gefallen habe, die Frau Kantor Brigitte Brückner von dieser Erde zu sich zu rufen. Unter der Tür des Schulhauses nahm die Amtsbrüder einen nach dem andern, wie sie sich einfanden, der lange Brückner in Empfang, drückte jedem die Hand und las ihm zerstreut ein paar Marienfäden vom Rock, die ihm unterwegs angeflogen waren. Dann führte er jedweden hinein in das Schulzimmer, wo auf einer schwarzverhängten Bank inmitten stiller dunkler Männer und Frauen der Schrein mit dem Sterblichen der Brücknerin stand. Der Tod hatte ein paar scharfe Falten in dem bleichen Gesicht zu einem milden Ernst umgebogen, und die grimmigen Äuglein schlummerten unter den wächsernen Lidern

Als alle Trauergäste beisammen waren, begaben sich die Frauen und Verwandten in das Wohnzimmer, und um den Sarg blieben der Witwer und seine Amtsgenossen. Sie schickten sich an, den Sarg zu schließen, und wie nun dem Gatten der Toten die Augen naß wurden, tröstete ihn der dicke Gerlach von Reinsberg: „Laß den Kopf nicht hängen, Alter, wenn's dich auch hart ankommt! Sie ist gewiß und wahrhaftig ein züchtiges und treues Weib gewesen und hat verdient, daß ihr die Erde leicht werde. Ihre Mücken hat sie ja auch gehabt, unbeschadet ihrem guten Herzen. Und wer hat sie nicht! Vor allen Dingen: ordentlich und fleißig bis zum letzten, bis wo sie sich gelegt hat. Brückner, sie ist wahrhaftigen Gott ein Muster für das ganze Weibsvolk im Dorf gewesen . . ." Die Amtsbrüder nickten schweigend. „. . . und wenn sie manchmal ein bißchen harsch rangegangen ist, es war immer gut gemeint. Denn sieh mal, Brückner, wir Männer lassen uns nun einmal allerhand durchgehen, wenn uns nicht einer ein bißchen auf die Finger guckt . . ." Der Goßfelder Amtsbruder lächelte leise, als er diese Worte vernahm, und Gerlach verstand dies Lächeln, dafür kannten sich die alten Gesellen lang und genau genug; er schloß seinen Trost: „. . . Brückner, und wenn sie dir manchmal die Leviten etwas scharf gelesen hat, heute darfst du ihr auch dafür dankbar sein."

Hier nahm nun der Goßfelder den Faden auf, während er mit den blauen geäderten Greisenaugen durchs Fenster nach den rotblonden Herbstbäumen und den Beeren der Ebereschen schaute, als ob er eine ferne heitere Landschaft da draußen gewahr würde: „Ja, es tut wohl zuweilen not. Weißt du noch, Brückner, vor ein Stücker zwölf, fünfzehn Jahren, als wir von Plaue raufkamen . . . es war auch ein schöner Tag gewesen . . ." Über alle Gesichter verbreitete sich ein Lächeln wie ein Blick der milden Herbstsonne auf kahle Stoppelflur, daß sie goldig aufleuchtet. „Du hattest einen zuviel getrunken, und wir bugsierten dich ganz vorsichtig bis vor die Haustür, weil wir merkten, daß sie noch auf war, die Selige, und wie du dastandest und auch schon drin lagst, so lang du warst, mitten in ihren Armen. Brückner, so haben wir lange nicht gelacht."

Bis hierher hatte sich der dicke Gerlach zusammengerissen, nun aber hielt er sich nicht länger: „Nur deine Schuhe waren noch zu sehen von dem ganzen langen Laster, alles andere lag im Düstern, und mit einemal, Brückner, da schrie sie. Weißt du, was sie uns an den Kopf schmiß?" Und all sein Geschick, fremde Mundart und Gebärde nachzuahmen, nahm er zusammen und krähte mit der Stimme der Seligen: „Schweinehunde!"

Da lachte der Gatte, daß sich sein graues Haupthaar sträubte, der Goßfelder lachte, gluckste und mußte sich auf eine Schulbank setzen und sich den Rücken klopfen lassen, Gerlachen kam das Wasser in die Augen, und alle andern vergaßen Ort und Stunde und lachten noch einmal das Lachen der versunkenen Mondnacht unter den Ebereschen, damals, als sie dem abgelösten Dreikönigsscheffel den Abschied getrunken hatten.

Es war gut, daß sich der Pastor ein wenig verspätete; so konnten sich die alten Schulmeister hinter ihren Sacktüchern noch zu Ernst und Andacht sammeln, ehe sie den Sarg mit seiner Inliegerin auf die Schultern huben und ihn in den freundlichen Schein der greisen Herbstsonne hinaustrugen.

Dreimal Hochzeit.

Heitere Skizze von **Ernst Heyda**.

Der Hauber Sepp strahlte über sein verwittertes Bauerngesicht, als er endlich im Heimatzuge saß. Sechs Tage Urlaub hatte ihm der „Alte" gegeben, und das nur, weil der Seppel ein Soldat war, wie er im Buch stand, und weil die Kompanie gerade von der Front gekommen war.

Zwei Tage hin, zwei Tage her, da hatte er gerade noch zwei freie Tage, und das war, wie der Sepp meinte, eine lange Zeit zum Heiraten. Dunner, wenn er an die Lina dachte, wurde ihm komisch zumute. War ja ein resches Frauenzimmer, die Lina. Und einen Hof hatte sie, daß es ein Staat war. Aber daß sie die Sauferei so haßte! Sepp kratzte sich am Kopf. Wo einem wackeren Soldaten nichts so gut tut und so schön wärmt, wenn es im Graben zieht oder regnet, wie ein kräftiger Schnaps.

Er tät' ja nix mehr trinken, hatte er der Lina geschrieben, und von der Ferne hatte sie's glauben müssen . . . Würde er halt mal die Sache beschlafen, der Hauber Sepp . . .

Nach sechs Tagen stand er wieder bei seinen Kameraden. Ein wenig wackelig in seinen Stiefeln und mit Schnaps „verparfümiert". Aber geheiratet hätte er nicht, sagte er dem Hauptmann. Weil die Lina, des Woibsbuid, ihm die Schnapsflasch'n um die Ohr'n geschmissa hätt . . . Und eine Schande sei es, daß ein echter Bayer Schnaps trinken tät, wo das Bier so gut sei. Aber im Schnaps sei mehr Alkoholisches, hatte der Sepp gesagt, und Alkoholisches sei gegen die kalten Füße. Und weil's die Lina nicht eingesehen habe, hätte der Sepp „retiriert". Mit gelernter Taktik oder „Stratechie", Herr Hauptmann!

Da lag nun der Seppel wieder im Graben und hielt sich die Füße warm, wenn der endlose Regen tropfte. Und da ihm die ganze Bescherung schon viel zu lange dauerte, wollte er beim nächsten Angriff den Krieg allein beenden. „Nix wia hinain!" brüllte er. Aber was den Waffenstillstand anbelangte, so war noch nichts zu hören, als der Sepp nach der Schlacht ins Quartier zog. Fünf Tage Urlaub erhielt er stattdessen. Der Hauptmann sagte ihm allerdings nicht, daß die Lina ein wenig dazu beigetragen hätte. Denn geheiratet müsse nun werden, schrieb sie dem Hauptmann, und es wäre auch „von weg'n ihr'm ehrlichen Namen und Verruf!"

So holte sich nun der Hauptmann den Hauber Sepp und ließ ihn strammstehen. Geheiratet würde, verstanden? — „B'fehl, Herr Hauptmann!"

Aber nach fünf Tagen kam der Sepp wieder ins Lager. Einen großen Krug Steinhäger hatte er sich mitgebracht, „vun weg'n der kalte Fuiß!" Aber geheiratet hatte er wieder nicht. „I kann's net, i kann's net, Herr Hauptmann, is so a damisches Woibsbuid!"

„So?" hatte der Hauptmann nur gefragt und dem Seppel ein paar scharfe Blicke zugeworfen; worauf es dem Burschen gar nicht mehr lustig zumute war.

„Mei, mei", sagte er vor sich hin, „arg bös is er, der Alte . . ."

Und der Krieg ging weiter, und der Hauber Sepp merkte bald, daß es nun um's Ganze ging.

„A Geschießerei den ganzen Tag!" Und der Schnaps wurde immer dünner!

Und eine Wut hatte der Sepp auf die Tanks. Mit zwei badischen Kameraden sprengte er dem Feind vier Stück an einem Tage weg.

Kruzitürken, war das a Freud! Und ein Urlaub hat dabei herausgehängt! Für den Sepp und für die beiden anderen. Ehe sie wegfuhren, nahm sich der Hauptmann die beiden vor. Es gäb' Spektakel, sagte er, wenn der Sepp jetzt die Lina nicht heiraten würde!

Also zogen die drei dann los. Und da es der Hauber Sepp diesmal ganz genau wissen wollte, kaufte er am nächsten Bahnhof sogar eine Tafel Kriegsschokolade für die Lina und eine Flasche Schnaps für sich, selbstredend. Nicht um die Füße zu wärmen, die staken in warmen Wollstrümpfen, die ihm die Lina geschickt hatte. Mut brauchte er, denn das war eine andere Geschichte als auf dem Schlachtfelde.

Und als sie sich wieder bei ihrem Hauptmann zurückmeldeten, da waren alle drei ein bißchen schief gewickelt. Der Seppel ließ die Ohren hängen und wackelte verdächtig beim „Rührt euch!"

Das kam dem Hauptmann sonderbar vor.

„Geheiratet?" fragte er in scharfem Ton, daß der Sepp unwillkürlich die Knie zusammenriß.

„B'fehl, a nein!" murmelte er.

Da trat mit schnellen Schritten der Mager Hans vor den Hauptmann, stand stramm und beugte sich weit zum Ohr des Allgewaltigen.

„Er hat, Herr Hauptmann", flüsterte er. „Er woas es halt selbst noch net!"

Und erst viel später hat der Seppel erfahren, daß er tatsächlich die Lina geheiratet hatte.

„Unter dem damischen Einfluß von alkoholischem Bier", erzählte er, „mit Schnaps wär mir des net passiert, Himmlkruzitürken nochamal!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg